

Wie Herr Bonichon ausging, um seinen Hund zu verlieren.

Preisgekrönte Erzählung von Marcel Berger.

Elf Uhr Morgens, Saint-Jacques-Strasse. Herr Bonichon befindet sich wieder vor seiner Thür; aber er geht noch nicht hinein, denn sein Hund Rip, ein ganz schwarzes, junges, geschmeidiges Thier, hat sich über einen großen Knochen gemacht, den er das Trottoir entlangschleift.

„Rip, Rip!“ ruft Herr Bonichon. Einige Vorübergehende drehen sich um, und Rip wedelt mit dem Schwanz.

„Rip!“ wiederholt Herr Bonichon ganz sanft wie eine Bitte. Rip ist gerührt; er richtet sich auf, er kommt mit kleinen Schritten näher und trägt feierlich seine Beute im Maul.

Herr Bonichon zuckt die Achseln, entfernt sich und möchte Rip gern in einen Winkel der Hauptthür treiben. Aber Rip senkt den Kopf, sträubt sich, läuft plötzlich zwischen den Beinen seines Herrn hindurch und kriecht durch das Gitter, dann trippelt er mit Siegermienen über den Hof. „Na, hoffentlich sieht ihn die Hausmannsrau nicht,“ denkt Herr Bonichon. Er setzt sich seine Brille auf. Aber die Hausmannsrau ist nicht in ihrer Loge. Herr Bonichon steigt die dunkle Treppe herauf, vor ihm läutet ein kleines Glöckchen.

Beim Klang einer bekannten Stimme geht er langsamer, blickt nach oben und bleibt schließlich stehen. Es ist die Hausmannsrau, die mit dem Besen in der Hand von weitem Rip bedrohlich und ihm erob anfährt. Auf dem dritten Treppenaufsatz hat sich Rip mit vier in Knochen niedergelassen, den er zwischen seine Vorderpfoten ansonnen hat und gierig ableckt, während er ab und zu läßt.

Herr Bonichon steigt wieder eine Etage hinunter. Die Thür zur vierten öffnet sich.

„Rip!“ ruft eine barocke Stimme. Und Rip läßt seine Beute im Stich, duckt sich nieder und schlängelt sich wie ein Schatten durch die halbgeöffnete Thür, um sich, Gott weiß wohin, zu verziehen.

Da steigt Herr Bonichon mit unschuldsvoller Miene hinauf und grüßt mit liebenswürdigem Lächeln die freundliche Hausmannsrau. Er klingelt. Frau Bonichon öffnet ihm selbst.

„Guten Tag, meine Liebe,“ sagt er etwas außer Atem.

Sie dreht sich um, ohne ein Wort zu sagen. Herr Bonichon ist bestürzt. Er fängt an, seine Zeitung zu lesen; heute steht gar nichts in der Zeitung. Herr Bonichon lauscht ängstlich; aber Rip heult nicht da drüben in der Küche. Das ist ein gutes Zeichen. Vielleicht ist die Geschichte schon erledigt.

Die Frühstückskunde. Man setzt sich zu Tisch. Rip schleicht an der Wand entlang und erscheint wieder. Rip hat Gewissensbisse; er ist zurückhaltend und mustersüchtig. Er legt seine Pfoten nicht auf den Tisch und beschneißelt die herabhängende Hand seines Herrn.

„Ich bin zu einem Entschluß gekommen,“ sagt Frau Bonichon.

Herr Bonichon hätte sich vor Schreck beinahe verschluckt.

„Zu welchem?“

„Zu lächelnd lebenswürdig.“

„Du sollst mir deinen Hund aus den Augen schaffen,“ sagte sie. „Ich habe es satt, immer die Klagen der Hausmannsrau zu hören. Ich hatte dich erwartet.“

Gott weiß, daß Herr Bonichon den Frieden seines Hauses liebt, aber eine Auseinandersetzung ist nicht zu umgehen.

„Gomm!“ faat er. „Wir wollen münffig miteinander reden!“

Das ist sein Lieblingsredensart; er hat niemals Glück damit gehabt.

„Was soll ich denn mit diesem Hund machen?“

„Verkaufe ihn!“

„Wen verkaufen?“

„Das ist wahr. Wer sollte den wohl kaufen? Wen, dann muß man ihn todtschießen!“

„Alles, nur das nicht!“

„Nun, dann muß du ausgehen und ihn zu verlieren suchen; es giebt genug Leute, die Hunde verlieren, denn sonst könnte es ja nicht solche Karren geben, die sie finden, wie zum Beispiel du voriges Jahr.“

Zwei Uhr. Herr Bonichon nimmt seinen Hut und ruft Rip leise. Er will lautlos verschwinden.

An der Thür ihres Zimmers taucht Frau Bonichon auf.

„Bring mir nur ja nicht diesen Hund wieder ins Haus,“ sagt sie; „auf keinen Fall! Auf keinen Fall!“

Herr Bonichon geht mit versöhnlicher Miene auf sie zu.

„Komm!“ sagt er, „wir wollen vernünftig miteinander reden!“

Er muß ganz allein mit sich vernünftig reden, denn Frau Bonichon weist ihm die Thür: vor der Nase zu. Entmutigt geht Herr Bonichon hinaus.

Der frohlockende Rip schließt schon in großen Sprüngen und Purzelbäumen die Treppe hinunter.

Herr Bonichon hält sich beim Hinuntergehen am Geländer fest.

Im Hofe brummt die Hausmannsrau beim Vorbeigehen undeutliche Worte:

„... Schmutziges Vieh! — Strohhode! — Dred!“

Herr Bonichon erröthet vor Entsetzen.

Rip hat seine Nase in den schmutzigen Rinnstein gesteckt und trinkt in langen Zügen, wobei er die Augen verdreht.

Herr Bonichon sieht geduldig daneben, dann ruft er ihn, und schließlich pfeift er. Und plötzlich bespringt ihm Rip mit einem freundlichen Sprung seine Tacke von oben bis unten mit Noth.

Das ist unerschämte, denkt Herr Bonichon und wischt unwillkürlich auf der Straße seine Tacke ab. Dieses Thier hat mir in ein paar Monaten zu viel Unannehmlichkeiten gemacht. Meine Frau ist ganz nervös und hat einen verbitterten Charakter bekommen. Meine Hausmannsrau, die mich früher achtete, bringt mir schon nicht mehr zur bestimmten Zeit meine Briefe hinauf. Ein Jäger scheint Rip auch nicht zu sein, denn als man am 14. Juli geschossen hat, verdroh er sich unter meinem Bett. Für einen Wächter kann er auch nicht gelten, denn wenn er bellt, schlägt ihn meine Frau gleich. Rip ist unfauber, Rip ist geräuschvoll, Rip ist gefräßig.

So träumt Herr Bonichon, während er das Boulevard Saint-Michel hinuntergeht; aber seine Blide folgen lebendill Rip, der vorausläuft, stehen bleibt, zu ihm kommt oder sich plötzlich zwischen den Beinen der Spaziergänger niederdukt.

Herr Bonichon versteht, daß ein Entschluß unbedingt nöthig ist. Als ehrenhafter Mensch legt er sich diese Frage vor, und es betrübt ihn, daß er so empfindsam ist.

„Ich bin immer sentimental gewesen,“ gesteht er sich ein; meine Frau sagt, ich sei ein Dummkopf — und die anderen denken es vielleicht auch. Es wäre schön, wenn ich auf meine alten Tage diesen Zwang meiner Natur abschütteln und meine Seelenkräfte heilsamer könnte.“

Sie nähern sich den Tuilerien. Herr Bonichon runzelt die Stirne, beißt sich auf die Lippen, dann faßt er und sucht die Seelenruhe unumstößlicher Entschlüsse. Er ruft Rip, der mit großen Sprüngen herbeieilt, neigt sich zu ihm hinab, er streift sein Halsband ab, er küßt ihn aufs Ohr, und zum Dank legt ihm Rip die Nase.

Mit festem Schritt geht Herr Bonichon in den Garten. Er setzt sich auf die nächste Bank und faltet seine Zeitung auseinander.

Rip pflanzt sich von seinem Herrn auf und betrachtet ihn mit glänzenden Augen. Keine Leine! Kein Halsband! Was? Was ist denn das? Ist das die Freiheit? Rip ist sein eigener Herr und Herr dieses Paradieses!

Herr und Herr dieses Paradieses! Und der Herr ist in seine Zeitung vertieft, verbietet ihm nichts und sagt nicht: „Nein, Rip!“ Allmächtige Götter! Rip, ganz toll vor Freude, stürzt sich ins dicke Gras, wälzt sich darin, dreht sich um seinen Schwanz; von dort nimmt er einen Anlauf, verfolgt die Spaten, verwirft ein Blumenbeet, best eine alte Dame an und wirft ihren Hund über den Haufen. Es ist ein öffentlicher Skandal. Zwei Wächter mit militärischen Anzeichen eilen herbei und gestikulieren lebhaft.

Und Herr Bonichon, ganz bleich, schleicht davon, entwirrt den Garten und steigt in den ersten besten Omnibus.

Dieser Omnibus fahrt ihn am Saint-Lazare-Bahnhof ab. Er muß hinuntersteigen, er muß nach Hause zurück.

Langsam geht Herr Bonichon durch die dichtbelebten Straßen. Er fühlt sich niedergeschlagen und melancholisch. Etwas fehlt ihm oder vielmehr jemand. Wie allein er heute in der Menge ist! Bei schwierigen Uebergängen überrascht er sich dabei, wie er pfeift und in seiner Nähe eine vertraute Gestalt sucht. Für ihn ist jene Sühigkeit für immer dahin, über ein noch unbesonnenes Wesen zu wachen, als er selber ist. Und andere Hunde gehen vorüber, an der Leine folglos hinter ihren Herren her. Herr Bonichon fühlt, wie aus seinem Kummer Gewissensbisse aufsteigen.

Während er so, ohne zu denken, weitergeht, befindet er sich plötzlich wieder zufällig vor den Tuilerien. Zufällig? Ohne Zweifel, denn er muß doch dort vorbei. Ja, aber eine oehime Nacht führt die Verbrecher immer wieder an den Ort ihres Verbrechens zurück. Herr Bonichon irt häufig wieder am Gitter entlang. Was hofft er?

Herr Bonichon bleibt stehen, sein Auge wird hier; sein altes Herz schlägt heftig. Warum dort unten dieser Menschenauflauf? Was wollen all diese Kinder, und weshalb stoßen sie sich gegenseitig, und warum bilden sie einen Kreis? Und was zieht jener dicke, rothe, würdige Wärter an einer Schnur hinter sich her?

Herr Bonichon muß sich an einen Baum lehnen.

Es ist Rip, mit Schmutz bedeckt, gemüthlich, tief betrübt, jener schwarze, widerspenstige Hund, den eine rauhe Schnur erstickt und der mit seinen

armen wunden Pfoten den Boden schleift. Und der Mann des Gesetzes ist der stärkere. Der Wächter erreicht das Gitter und befestigt die Schnur an einem Pfeiler.

Die kleinen Kinder jauchzen vor Freude.

„Nicht stehen bleiben!“ sagt der Wächter streng.

Ein anderer Hund ist schon dort festgebunden: ein kleiner weißer Pudbel, ein unschuldiges Thierchen mit langen Haaren, der sich auf den Kies gelegt hatte, um in der Sonne süß zu träumen.

Als Rip ihn beschneißelt, öffnet der andere die Augen ein wenig und ist aufgeschanden. Dann hat er sich gestreckt, beriecht Rip mit Höflichkeit und betrachtet ihn schließlich müthlos.

Aber Rip ergiebt sich nicht in sein Schicksal; Rip hat sich auf seine Hinterpfoten niedergelassen und schmettert gen Himmel die Trauertage der verfolgten Unschuld.

Herr Bonichon kann sich nicht mehr zurückhalten. Er thut zwei Schritte vorwärts und pfeift.

Und der Wächter unten hat sich umgedreht, er hat ein dumpfes Mädeln gehört. Rip hat sich aufgerichtet, fenchend, die Zunge hängt ihm zum Halse hinaus, seine Augen treten aus ihren Höhlen, sein Körper stampft, stöhnt und wehrt sich gegen die Schnur, die ihm den Athem raubt.

Und Herr Bonichon, der näher kommt, möchte am liebsten laufen, wenn er es wagte.

Der Wächter hat verstanden, er runzelt die Stirn und geht auf ihn zu.

„Gehört Ihnen dieser Hund?“

„Das ist Rip!“

„Und sein Halsband?“

Herr Bonichon erröthet und zieht das Halsband aus seiner Tasche. Der Mann nimmt ein Notizbuch vor.

„Sie werden sich zu verantworten haben, Ihr Name? Ihre Adresse?“

Aber was schaden all diese Unannehmlichkeiten? Der befreite Rip tanzt vor Freude und glücklich über seine Freiheit erschredt er die Spaten der Umgebend durch sein Gebell.

„Einer weniger für die Abbederei,“ flüstert der Wächter hinzu.

„Die Abbederei?“ Herr Bonichon fühlt seine Seele ganz überdrückt von der wohlriechenden Fröhlichkeit der guten That.

Er arüht und will fortgehen: Wir betrachtet ihn von weitem und wartet. Aber Herr Bonichon geht zurück: er hat auf seiner linken Hand einen warmen Hauch gespürt.

Ein kleiner, weißer Pudbel mit langem lodigen Haar betrachtet ihn voller Vertrauen, schüchtern, liebevoll und sieht ihn bittend mit seinen großen, grünen, unschuldsvollen Augen an, richtet sich auf und legt ihm mit seiner rothen Zunge die Hand.

Herr Bonichon ist arüthrt.

Als der Wächter mit majestätischen Schritten fortgeht, eilt ihm Herr Bonichon nach.

„Mein Herr, mein Herr!“ faat er etwas roth, „der kleine weiße Hund gehört mir auch.“



Rudolph: „Sehen Sie, meine Herren, ich nehme jeden Tag in der Küche zwanzig Markböhnen aus der Küche, außerdem fünf Stücken Zucker und eine Zingerringe Lee. Das sammle ich dann in drei großen Tüsen — und ichente die jedes Jahr meiner Frau zum Geburtstag.“



Mutter: „Gänschen, willst du dich nicht waschen lassen?“ Gänschen: „Nein, ich will nicht.“ Mutter: „Aber du mußt doch gewaschen werden, Gänschen!“ Gänchen: „Nein, ich mag nicht. Und — und ich bin auch noch nicht schmutzig genug.“

Musikalisches Talent. Besuch: „Na, Karlchen, was machen Deine Musikstübchen?“ Karlchen: „D sie gehen sehr gut wenn ich früher mit meinem Lehrer spielte, war ich immer ein paar Takte zurück, jetzt komme ich ihm immer ein paar Takte vor.“

Das Barometer.

Humoreske von Max Durr.

„Franz,“ sagte der Oberleutnant Haukein sehr laut, „auf morgen richtest Du die neue Uniform her und den guten Mantel, und wenn bis heute Abend das Barometer nicht steigt, schicke ich Dich in Arrest und das Donnerwetter holt Dich auch!“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“ Franz Paschte über diese ungewöhnliche Drohung seines Herrn, daß er unbeeidlich in strammer Haltung stehen blieb, während dieser schon lange waffenklirrend die Treppe hinabstieg. Er überhörte selbst, wie sich die Thüre vorsichtig öffnete.

„Rührt Euch!“ kommandierte eine helle Stimme.

Machinemäßig, wie er es im Kasernenhof gelernt hatte, setzte Paschte den Fuß vor und seine Glieder verhielt die unnatürliche Steifheit. Dann drehte er sich um. „Du bist es, Lisette?“ sagte er traurig.

Lisette war das Mädchen von oben bei Kommerzienraths. „Ach, daß der Herr Oberleutnant fortgegangen ist... Was machst Du denn für ein betäubtes Gesicht, Franz?“

Er beichtete mit kläglichem Stimm. „D ich weiß alles!“ sagte sie tikernd. „Sie wollen einen Ausflug machen, morgen! Das anädige Fräulein und die anädige Frau und der Herr, auch die Fräuleins in der Ludwigsstraße und der Doktor und der Referendar sind dabei! Es ist etwas im Wert, o ich weiß alles!“

Franz Paschte sah sehr einfältig aus. „Was ist im Wert?“ „Bist Du dumm, Franz! Hast Du noch nicht bemerkt, daß der Leutnant in das anädige Fräulein verliebt ist? Darum der Ausflug, darum die neue Uniform! Wenn aber das Barometer nicht steigt, so wird morgen das Wetter nicht schön und dann gehen die Fräuleins nicht mit! Versteht Du, Franz?“

Nun verstand er, leider nur zu gut. „Aber ich kann doch nichts dafür, wenn das Barometer nicht steigt!“ jammerte er. „Und dann komme ich in Arrest und das Donnerwetter holt mich!“

Auch Lisette wurde jetzt kleinlaut. Schmeigend betrachtete sie das wunderbare Wetterglas. „Vielleicht springt der Zeiger vor, wenn man darauf klopf!“ meinte Paschte schüchtern.

Der Herr Oberleutnant hat es heute schon so oft gemacht.

„Probieren wir’s!“ sagte Lisette resolut. Dann klopfte sie beide abwechselungsweise auf die runde Glasscheibe. „Gib Obacht, Franz, der Raquel geht aus der Wand!“ triefte plötzlich Lisette erschrocken... doch es war schon zu spät, der Raquel, an dem das kostbare Instrument hing, stieß sich und mit dumpfem Gepolter fiel es zu Boden. Erst waren sie beide sassunglos. Dann hüdt sie Lisette schnell. „Sieh her,“ sagte sie voll Jubel. „es ist ganz geliehen!“

Auch er sah mit Entzücken, daß das Glas ganz geliehen war. Doch auf einmal wandte sich sein Entzücken in Grauen. Mit starrem Entsetzen blickte er auf das runde Ding, das Lisette in den Händen hielt. „Es ist kaputt, es ist innerlich kaputt! Sieh den Zeiger!“ hauchte er.

Jetzt wurde auch Lisette blaß. Thatsächlich! Der Zeiger, der zuvor auf der linken Seite des Barometers stand, war nach rechts hinübergerungen. Er hatte mit einem Male alle Zwischenstufen von „Regen“, „Beränderlich“, „Aufheiterung“, „Schöner Wetter“ übersprungen und stand jetzt auf „Beständig schön“, und hier blieb er, sie mochte das Ding schütteln, wie sie wollte.

Dem guten Paschte wadelten die Knie. „Ich komme auf die Festung, wenn er mich nicht vorher umbringt!“ jammerte er. „Das überlebe ich nicht! Ich erschieße mich und desertire!“ Lisette wurde weich. „Bist Du ein Mann?“ begrüßte sie. „Wir hängen das Ding wieder an den Raquel, vielleicht merkt er’s nicht!“ Dann lächelte sie schlaun. „Wenn der Leutnant heute Abend heimkommt, klopf er vielleicht noch einmal darauf, und es fällt wieder herunter, dann meint er, er selbst habe es kaputt gemacht. Ich will den Raquel nur ganz leicht einlopfen!“

Das war sehr schlecht, Paschte sah es wohl ein, aber was blieb übrig? Zeugnissen holte er den Hammer, feucht schüttelte er den biden Kopf, als Lisette eine wohlgeungene Probe machte. „Siehst Du,“ sagte sie, „es fällt ihm auf das erste Mal herunter, wenn er nur daran hintommt!“

„Lisette,“ erwiderte der ehelich Würdige voll Bekümmerniß, „von morgen ab sehen wir uns nicht wieder!“

Durch das lauge enge Thal wanderte eine kleine Gesellschaft; Damen in lichten Gewändern in Begleitung einiger Herren. Auch eine Uniform war darunter. Die Köpfe der Wanderer blickten häufig nach oben, aber nicht nach den stolzen Zaden der Bergwand, sondern nach dem dünnen schmalen Streifen Himmels, der dort oben sichtbar war. Die Stimmung war sehr gedrückt, denn das Wetter sah gar nicht gut aus. „Haukein!“ fragte der Referendar Wipleben, „haben Sie Ihr Barometer nicht bei sich? Ich möchte gerne wissen, ob es wieder steigen wird?“

Rada Romald brumnte etwas Unverständliches, doch lang es nicht schmeierhaft, während Frau Kommerzienrath Romald nur blide Stimmen vorwärts auf den Schuldigen warf. — Haukein ging mit Ella voraus. So sah er wenigstens die Leichenbittergesichter der andern nicht.

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

Auf die Worte des Referendars drehte er sich um. „Es kann und wird nicht regnen, Herr Kommerzienrath! Mein Barometer hat noch nie betrogen. Wenn es einen solchen Sprung in die Höhe macht, wie von gestern auf heute, so muß es schön werden. Ich garantiere!“

Herr Romald sah mißbilligend zum Himmel. „Wären wir doch zu Hause geblieben! Alles war gegen Sie! Aber Sie mühten ja recht behalten mit Ihrem Barometer! Ach glaube, ich habe schon einen Tropfen geliebt und niemand hat einen Schirm bei sich!“

Nach einer Stunde regnete es in Strömen. Gleich kleinen Sturzflüssen floß das Wasser von den steilen Hängen und drohte die kleine niedliche Mooshütte, die einem Gabelnetz verwickelt an die Felswand angelehnt schien, wegzuschwemmen. — Sie schien bemohnt. „Wo nur Papa und Mama geblieben sind und die andern? Wären wir doch nicht so weit vorausgegangen!“ sagte eine Stimme etwas weinerlich.

„Sie werden umgekehrt sein und sitzen wohl jetzt behaglich im Wirthshaus, anädiges Fräulein. Sie können noch gar nicht weit gewesen sein, als der Regen begann.“ „Ach, der Regen bringt durch, mich friert!“ ließ sich nach einer Pause die erste Stimme wieder klagend hören.

Stillschweigend dudete Ella, daß ihr Haukein seinen Mantel über die Schultern legte und sie zog ihn fest über sich zusammen. „Frieren Sie noch?“ fragte er. „D nein, ich bin ganz warm!“ lang es schon weit munterer. „Aber Ihr Barometer, Herr Oberleutnant, dürfen Sie endlich die Pumpsammer werfen... Hu wie es regnet!“ Er protestierte. „Mein Barometer, ich werde es stets in Ehren halten!“ „Wieso?“ lang etwas gereizt die Antwort. „Wollen Sie immer noch behaupten, daß er richtig geht?“

Er jögerte mit der Entgegnung. „Das nicht“, erwiderte er in eigenem Tone, „aber wäre es richtig gegangen, so hätte ich diesen Ausflug nicht durchgeseht und so sähe ich jetzt nicht so unaussprechlich glücklich in dieser Mooshütte, die mir ewig im Gedächtniß bleiben wird!“ Er sagte es sehr ernst und ein heißes Flehen lang in seinen Worten.

Sie fand keine Antwort. Eheu zog sie sich dicht in die Ecke des Hütchens zurück. Der Mantel wurde ihr auf einmal überlästlich warm. — Er aber rebete weiter und weiter, und sie veraghen darüber Regen und Kälte, Freunde und Freundinnen, Papa und Mama!

Haukein hatte richtig gerathen. Die übrige kleine Gesellschaft sah gemüthlich in der einsamen Thalwirthschaft und eine tüchtige Bombe hatte sogar eine ganz niedliche Stimmung woggerufen. Allein Mama Romald war etwas einfältig, sie sorgte sich um Ella.

Die behägige Wirthin betrat die Stube. „Dort unten kommen die Herrschaften!“ sagte sie lächelnd. Frau Romald preschte die Lippen zusammen, sonst ließ sie sich nichts anmerken. „Sie wird durch und durch naß sein, das leichtsinnige Ding!“ Frau Wirthin, können Sie eine Stube und ein Paar Schuhe zur Verfügung stellen? Wenn Ella sich nur nicht erkälte! hat, das Kind!“ — Insaheim aber nahm sie sich vor, ihr unter vier Augen tüchtig den Kopf zu waschen. Sie rief auch „das Kind“ soaleich in Beschlau.

Doch ihr ganzer Redestrom versiegte bei dem ersten Wort des heiserhörteten Mädchens. „D Du liebe, alte Mama! Wir haben uns verlobt! O wie bin ich glücklich!“

Als Oberleutnant Haukein andern Tags aufstand, regnete es immer noch in Strömen. Doch das machte ihm nichts, in seinem Innern schien eitel Sonnenschein. Er gedachte des Barometers. „Franz, bring mir einmal das Ding von der Wand!“ Lange beharrte er es mit stummem Staunen. „Beständig schön!“ vertünbte es, während draußen der Regen an die Scheiben prasselte. „Es ist kaputt! Kein Zweifel, es ist kaputt!“ sagte er dann laut. — Er sah Franz Paschte schorri an. „Was fehlt Dir?“ fragte er. „Bist Du trant?“

Der Bürsche unterdrückte mannhaft ein Schluchzen. Und nun folgte eine wunderbare Beichte.

Haukein drehte sich auf dem Absatz vor Bergmänen. „Heiliges Konnorohr!“ fluchte er.

Dem biden Paschte traten die Thränen in die Augen. „Jetzt bringt er mich um!“ dachte er. „D Lisette, Lisette!“

Ganz langsam erholte sich der Oberleutnant von seinem Entzücken. Er reichte dem verdutzten Menschen einen blanken Thaler. „Da, Mensch, der gehört Dir!... Aber betrinkt Dich nicht! Diesmal hast Du es gut gemacht! Aber das nächste Mal, wenn Du wieder das Wetter verbessern willst und an dem Barometer herumspielt, stecke ich Dich in Arrest und das Donnerwetter holt Dich! Hast Du verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant!“

„Sage mal, Emil, wenn schlägst Du nach, Deinem Vater oder Deiner Mutter?“

„Keinem von Beiden; aber Mama schlägt Rada nach, trifft ihn aber auch nicht immer.“



„Was ist das für eine Schlamperci, Frau Wirthin; ich habe keine Serviette bekommen?“

„Die hat a'wif wieder mei' Buas als Tischtüchtl eing'stedt!.. Gleich tuist' raus, Revert, und gibst' dem Herru dal!“



Ella und Paula vergleichen die Puppen, welche sie zu Weihnacht bekommen haben. Es stellt sich heraus, daß Ella Puppe Papa und Mama jagte, die Augen zumachen kann und weißliche Haare hat, während Paulas Puppe aller dieser Vorzüge entbehrt. Paula nicht betrübt, da aber plötzlich leuchteten ihre Augen auf und sie rief aus: „Aber meine Puppe hat mehr Gemüth wie deine.“

Haub. Hausfrau (zur Schneiderin, die im Taglohn bei ihr arbeitet und um sieben Uhr Schlaf machen will): „Ach, Fräulein, ich ängstige mich so sehr, wenn ich allein bin... möchten Sie nicht noch ein Stündchen arbeiten, bis mein Mann kommt?“

Ein kleines Mißverständnis. Richter (zu einem jugendlichen Zeugen): „Du warst ja auch Zeuge des Vorfalls, Kleiner, erzähle mir nun mal, was am 2. September passirte!“

Zeuge (freudig): „Am 2. September war die Schlacht bei Sedan!“

Entschuldigungen. „Sie haben dem Zeugen bei der Kauferei die Nase schredlich zugerichtet. Das ist ja eine furchtbare Rohheit!“

„Herr Richter, meine Absicht war das nicht; aber bei dem können Sie hinbauen, wo Sie wollen, da treffen Sie immer die Nas!“

kleines Mißverständnis. Sachse (dortstellend): „Gestadden, Hoheit, Herr Doktor Gnebbchen, Schriftsteller... Auszeichnende Bücher über's Biennennöhlen!“

Hoheit: „Aha! Schreiben über die Sonngeminnung.“

Gnebbchen: „Nein, Hoheit, über's Deader!“

Fratisch. Sommerfrischlerin: „Dieses zweifelhafte Gebäude, das Sie da im Hofe für Ihre Sommeräste bauen lassen, wäre sehr nett — aber warum haben Sie denn den großen Dünghaufen gerade vor dieses Haus gefahrt?“

Bauer: „Ich hab' a'gmeint, wenn amal a Brandel ausbrechen sollt'... Sprungtuch hat die hiesige Feuerwehr noch kein's!“

Aus einem Roman. Als sich Alfred wieder zu einer Stellung emporgearungen hatte, sah er erst, wie tief er gesunken war.

Angebrachte Redensart. „Lebt denn der alte Schulze noch, der Vegetarianer?“

„Nein, der hat schon lange ins Gras gebissen.“

Belohnte Spende. A.: Was nimmst Du denn da? B.: Kohlenfaures Natron, ich habe Cobdrennen.

A.: Ich auch; gib mir doch etwas von Deinem Pulver ab.

B.: Gern; getheiltes kohlenfaures Natron ist doppelt kohlenfaures Natron!

Zu der Redaktion. Dichterling: „Wie finden Sie meine Versuche auf dem Pegasus?“

Redakteur: „Sie mühten wegen Thierhälerei bestraft werden.“